



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Mota Saheb.

---

# Mota Sahab

Von Erlebnis zu Erlebnis im Wunderland Indien  
Von Johann Baptist Müller S. J. — Herderverlag Freiburg i. Br.

## 1. Zum Mofussil<sup>1</sup>

Nachdem mir der Auftrag geworden, meine Lehrtätigkeit in Bombay, dieser unvergleichlich herrlichen Stadt am Meer, aufzugeben und die Pfarrseelsorge an der Eisenbahnzentrale Bhujabal in Ost-Khandesch und die Leitung der dortigen Mittelschule zu übernehmen, trat ich früh morgens mit dem Kalkutta-Schnellzug meine Reise dorthin an. Hinüber ging's von der reizenden Insel Bombay zum indischen Festland. Nur wer jahrelang auf diesem meerumrauschten, zauberschönen Fleckchen Erde gelebt hat, kann mir nachfühlen, was mein Inneres bewegte.

Wie im Fluge schwebte der Zug leicht und schnell vorbei an all den wohlbekanntesten, lieblichen Vororten, hinaus in den Morgenqualem der Riesenstadt in die frische, meerdurchwürzte Luft des offenen Landes. Schon waren wir in Mofussil. Erquickend strich die frische Seeluft durch die offenen Fenster meines Wagens. Eine schöne Szenerie wechselte mit der andern. Rechts ließ ich meinen Blick schweifen über die an lieben Erinnerungen reiche Insel Trombah mit ihren üppigen Dschungeln, die wir als Scholastiker in früheren Jahren an unsern Villatagen<sup>2</sup> auf der Suche nach unbekanntem Tieren und Pflanzen durchstreift, und mit ihrem majestätischen Bergkegel, von dessen Gipfel wir so oft den überwältigenden Ausblick auf das offene Meer und die malerischen Inselgruppen genossen. Links dehnte sich in farbenprächtiger Morgenklarheit die leichtgekräuselte Fläche eines Meerarms, aus dessen Fluten sich in der Ferne das mit Recht beliebte Seestädtchen Vandora mit seinen dichten Palmenhainen wie ein Feengarten traumhaft erhob.

Weiter ging's, der ersten Haltestation, Thana, entgegen. Was der Blick nur aufnehmen konnte, nahm er mit. Hoch von den mit Toddy-Palmen überragten Spitzen der dschungelreichen Kanheri-Berge glitt das unerfättliche Auge hinab auf das saftiggrüne Waldmeer der Niederungen, dessen feierliche Stille hie und da unterbrochen wurde von dem Geschrei von Pfauen, die irgendwo in einer Richtung radtschlagend ihren Morgenreigen aufführten und ihre farbenleuchtende und goldblitzende Federpracht nur dem Sonnenauge zeigten. Rechts und links der Bahnlinie

wechselten Palmenheine mit Reisstoppelfeldern ab, die mit mächtigen Mangobäumen bestanden waren, in deren tiefen Schatten da und dort vereinzelt Zebufüße und Ziegen friedlich an den Stoppeln knusperten. Bald sah man Rehböcke, vom heranbrausenden Zuge aufgeschreckt, mit Windesschnelle den Gebüschen zueilen, bald einen langgeschwänzten Affen Reißaus nehmen, der dann mit sicherem Schwung sich auf den untersten Ast eines entfernten Baumes schwang, mit den Armen den Stamm umhastete und mit einer Protestgrimasse dem vorbeieilenden Zuge nachschaute, als ob er sagen wollte: „Was hast denn du hier zu tun?“ Bald war es ein Schwarm lebenslustiger, grasgrüner Papageien mit blutroten Schnäbeln, die mit wildem Getreibe und Gezeter in weiter gelegene Baumkronen die Flucht ergriffen.

Auf einmal blitzte es wie Wasser zwischen den nahen Bäumen durch. Der Zug macht einen Bogen, und im Nu öffnet sich wieder eine neue grandiose Szenerie. Wir sind am Thana-Creef, einem langgestreckten, stromartigen Meeresarm, der die Flanken der bewaldeten Berge rechts von uns bespült. Ein wunderbar schöner Ausblick! Jenseits der glänzenden Wasseroberfläche, auf welcher Fischerbarben mit vollgeblähten weißen Segeln ziehen, lugt am Ufer ein Fischerdörfchen aus den Bäumen heraus. Vor uns in naher Ferne erheben sich wie Riesen aus der Ebene die Berge des westindischen Hochgebirges, die Ghats, während wir rechts an den frischgrünen Abhängen der Thana-Berge vorbeischießen. Man wird unwillkürlich an die malerische Rheinlandschaft zwischen Rolandseck und Brohl erinnert.

Endlich, aus all der kurzen Herrlichkeit heraus, erblicken wir uns wie aus einem seligen Traum Erwachte in der Station Thana, wo der Zug hält. Bahnhofsszene wie gewöhnlich: die geräumige Halle voll von Verkäufern von Früchten, Erfrischungen, Zeitungen und Illustrierten, ein betäubendes Getöse von allerlei Rufen in allen Tonarten: Ice-cream, Limonade Keks, Schokolade, Laaims (Times) usw., Reisende, die auf- und abgehen oder aus den offenen Fenstern lehnen. Immerhin eine kleine angenehme Unterbrechung. Nach einigen Minuten fahren wir weiter

<sup>1</sup> das Land im Gegensatz zu Stadt, hier „aufs Land“, „ins Binnenland“.

<sup>2</sup> die wöchentlichen, schulfreien Donnerstage, die wir Professoren auf einem Landgute zubrachten.

durch eine plantagenreiche, wohlbebaute, dem Westgebirge vorgelagerte Ebene mit friedlichen, zwischen Bäumen versteckten Dörfern der großen Station Kalhan zu. Dort ein noch lebhafterer Bahnhofsbetrieb. Zwei schwere Gebirgslokomotiven übernehmen jetzt die Beförderung des Zuges, der nun von der Puna-Linie abschwenkt und links direkt in die Gebirgswelt hinaufpustet.

So geht's denn hinauf zum weiteren Mosuffil, zum Dektan, der großen indischen Hochebene. Langsam steigen wir von einer Höhe zur andern die Höhenzüge hinan, die sich terrassenförmig, treppenartig hintereinander erheben. Daher auch der Name des indischen Westgebirges: „Shats“, d. h. Treppen. Auf vielen Windungen und durch zahlreiche Tunnels klettert der Zug durch die herrliche, bewaldete Gebirgswelt hinauf, an steilen Abhängen entlang, jetzt über kurze, dann über lange Schluchten und tiefe Kaminen (bewaldete Täler) überspannende Brücken, bis endlich der Höhepunkt und damit das Hochplateau bei der Station Deolali erreicht ist.

Nun fährt der Zug wieder im flotten Schnellzugstempo weiter. Und vorbei flogen wir an Nasik, dem uralten Nationalheiligtum der Hindus und der berühmten Brahminenstadt, vorbei an Manmad und Nandgaon, immer weiter durch die endlose Ebene, bald durch Dschungeln, bald durch Steppen und Gestrüpp, dann wieder durch reiche, wohlbebaute Striche, bis wir am Abend in die Bestimmungstation, die große Eisenbahnzentrale Dhufabal, einliefen. Gott sei Dank! Es war eine lange, aber auch eine schöne, interessante Reise, und, was die Hauptsache ist, alles war gut gegangen.

Kaum stand der Zug still, da erschien auch schon an meiner Wagentür eine kräftige Männergestalt mit langem Graubart und in weißem Talar. Es war mein ehrwürdiger Mitbruder, den ich ablösen sollte. Er begrüßte mich herzlich und hieß mich willkommen. Neben ihm drängte sich dienstfertig der hagere braune Hausdiener Nurali heran, der sich in seinen besten Staat geworfen hatte und mit einem tiefen, respektvollen „Salaam, Sahab!“<sup>1</sup> mein Gepäck in Empfang nahm.

Und siehe da, was mußte ich jetzt gleich erleben! Man kann sich kaum sehen lassen, flugs hat man auch schon einen Spitznamen! In meinen früheren Jahren hieß ich bei meinen Mitstudenten einfachhin der „dicke Müller“, und später, in der Philosophie, legten mir die Herren von der

andern Fakultät, die Theologen, sogar die erweiterte Bezeichnung „Quadrat-Müller“ bei. Und nun steht da vor mir auf dem Bahnsteig eine Gruppe indischer Jüngens mit roten Turbanen und weißen Beinkleidern (Dhotis) leicht geslaggt, die sich auf die Kunde von der Ankunft des neuen Padre-Sahab (— Herr Pater) aus Neugierde versammelt hatten und mich mit einem verschmigten Lächeln auf ihren kaffeebraunen Gesichtern von oben bis unten beschauten, — die hatten auch die Vertwegenheit, mich auch sofort auf ihre Weise zu taufen! Wie abgemacht kam das einstimmige Wort des Staunens aus ihrem Munde: „Mota Sahab!“, d. h. welch ein dicker, stämmiger Herr! Namen bleiben hängen, und diese Bezeichnung „Mota Sahab“ blieb auch an mir haften all die folgenden Jahre hindurch, so daß ich in der näheren Umgebung einfach als der Mota Sahab bekannt war.

„Menschen sind die Menschenkinder  
Aller Zeiten, aller Zonen“, dachte ich,

„Ob sie bleich sind wie ein Käse  
Oder braun wie Kaffeebohnen!“

„Sehen Sie“, sagte mein Mitbruder, „da haben Sie schon einen Titel, wie ich nie einen bekommen habe. ‚Mota‘ kann alles Große, Staunenswerte heißen, wie groß, dick, stämmig, erhaben, angesehen usw. Machen Sie sich nichts daraus, sondern freuen Sie sich!“

„Nun ja“, erwiderte ich, „erfreulich ist es sicher, daß diese Jüngens, wenn sie auch sonst im bürgerlichen Leben die abgefeimtesten Lügner sind, sich wenigstens jetzt ehrlich erwiesen und die Wahrheit gesagt haben. Es wird also dabei bleiben müssen, beim unleugbaren ‚Mota Sahab‘.“

## 2. Kein Sansjouci

Welch ein wohlthuendes Gefühl, nach einer Tagesreise im Zug endlich die steifen Glieder bewegen zu können und das betäubende Bahngerassel hinter sich zu haben. — Nurali, der Diener, mit meinem Handkoffer auf dem Kopfe — die Indier tragen nämlich alles Tragbare, und wäre es auch nur ein leerer Teller, auf dem Kopfe — marschierte feierlich, seine hageren, wadenlosen Windhundbeine schwingend, vor uns her. Was für kuriose Gedanken über den neuen Sahab sein Denkerhaupt durchzogen, was für Sorgen um die nächste Zukunft seinen schmalen Busen bewegten, wer weiß es?

„Ist das Pfarrhaus weit von hier?“ fragte ich meinen betagten, langbärtigen Konfrater.

<sup>1</sup> „Salaam“ heißt „Friede dir“ oder „Heil!“

„O nein“, entgegnete er beruhigend, „gleich sind wir schon da.“ Grad bogen wir um die Ecke des kleinen Bahnpostbüros in einen breiten Weg ein.

„Da“, sagte mein Begleiter, auf die links vor uns liegende Kirche mit schlankem Turm, die im Hintergrund anliegenden Gebäude und den baumreichen, bis an den Weg vorgelagerten Hof hintweisend, „das ist meine Residenz!“

Am Pfarrhaus angelangt, warf ich einen flüchtigen Blick auf dasselbe und gewahrte, daß es oben flach war. „Aber was ist denn das?“ wandte ich mich an meinen Herrn Konfrater, „das Haus hat ja kein Dach!“

„Ach!“ erwiderte er halb wehmütig, „das Haus hatte ein schweres Holzriegeldach — Sie können die Ziegel noch sehen, sie liegen noch alle auf dem Hause —, aber es ist mir mit einem unheimlichen Krache über dem Kopfe zusammengefallen. Ich wollte es schon lange neu aufbauen, aber bis jetzt fehlte mir das nötige Geld. Sehen Sie, da bekommen Sie schon gleich eine sehr schöne und nützliche Arbeit, die aber bald in die Hand genommen und vor dem Monsun (die dreimonatige Regenzeit von Juli bis Oktober) unbedingt fertig sein muß. Hoffentlich wird dann Ihr neues Dach länger halten als das meinige.“

Die ganze folgende Nacht hindurch verfolgte mich das Wort des scheidenden Pfarrers: „Da bekommen Sie gleich eine schöne Arbeit“, und: „Es fehlt das nötige Geld.“ Daß die Aufrichtung eines neuen Daches eine nützliche, ja unbedingt notwendige Arbeit sei, war einleuchtend; daß sie aber eine schöne Arbeit sei, ohne das nötige Geld, das war nicht so leicht verständlich. Ich zerbrach mir den Kopf, was da zu machen sei. So war die erste Nacht im neuen Heim für mich keineswegs ruhig und wohlthuend, sondern eine drückende Sorgennacht. Es begann in mir bereits die Erkenntnis zu dämmern, daß ein solches Missions-Pfarrhaus wohl ein Sorgenkasten, aber kein „Sanssouci“, d. h. kein Hort „frei von Sorgen“ ist.

Während im Laufe des Morgens der alte Herr mit Backen beschäftigt war, ging ich im Schulhaus und in den andern kleinen Gebäulichkeiten, in Hof, Küche, Sakristei und Kirche herum, um alles genau zu besichtigen. Wie vieles sah ich bei diesem Rundgange, das unbedingt ausgebessert, wieviel Fehlendes, das möglichst bald angeschafft werden mußte. Da war die halbhängende Treppe hinauf zur Priesterwohnung höchst baufällig, da waren so viele Pfosten und Dielen der oberen Veranda schadhaft, da fehlte so viel not-

wendiges Lehrmaterial in den Schulräumen, da bedurfte die enge stallartige Küche sehr der Reinigung und Erneuerung, da sah es in der armen Sakristei trostlos aus, da standen auf dem Hauptaltar und den beiden Seitenaltären in Schmutz starrende hölzerne Kerzenständer und war das Altarleinen so grau, schmutzig und fadenfcheinig, als ob es niemals heruntergenommen, gewaschen und ausgebessert worden wäre. Wie habe ich mich da bei diesem Anblick vor dem Allerheiligsten geschämt! Wie reich und sauber kamen mir da die Kirchlein und Kapellen in den eigentlichen Missionsstationen gegenüber dieser Pfarrkirche vor!

Die Eindrücke, die ich so bei der ersten Besichtigung gewonnen, waren daher nichts weniger als ermutigend. Wie vieles harpte da der erneuernden Arbeit!

Nach dem Mittagessen hielt ich mit meinem ehrwürdigen Mitbruder eine geschäftliche Sitzung, denn ich mußte noch über vieles Klarheit haben. Von dem, was ich am Morgen überall gesehen, erwähnte ich nichts. Ich fing also an: „Hochwürden, hier muß noch vieles gesehen, und da muß ich fragen: Wie steht es mit den Finanzen?“

Halb ernst, halb jovial kam da die laute Antwort des Herrn Konfraters, der mich mit ausgerichtetem Kopfe von oben herab anschaute: „Was? Finanzen? Ja, hätte ich Finanzen! Das ist ja gerade der wunde Punkt hier! Wohl habe ich noch an die dreihundert Rupien Schulden, die Sie sobald wie möglich bezahlen müssen. Hier sind die Rechnungen.“ Damit legte er mir dieselben in einem Bündelchen vor.

„Herrliche Aussichten das!“ dachte ich, und mächtig pochte mir das Herz. — In fühler, sachlicher Weise fuhr der alte Herr fort:

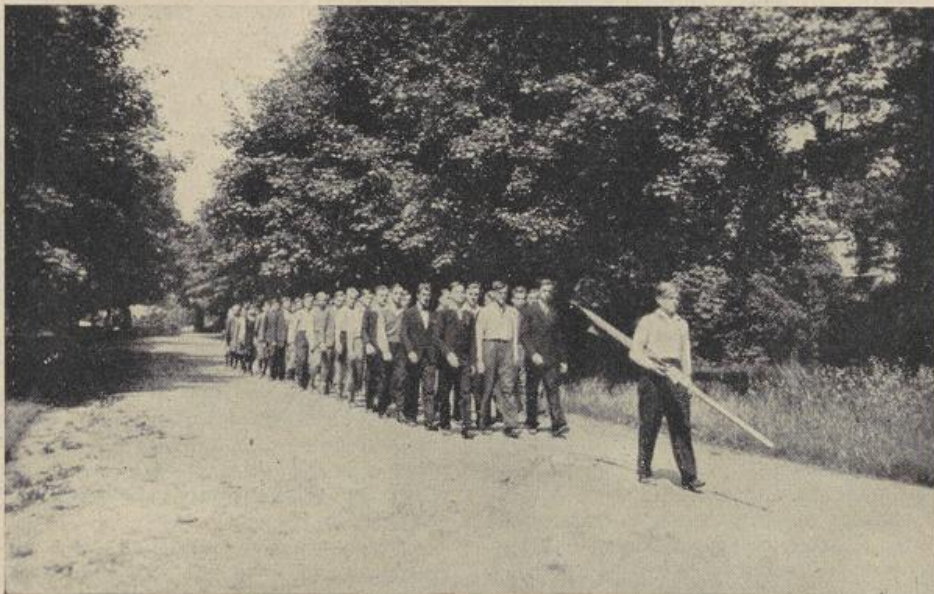
„Stiftungen sind keine da, keine einzige. Ein Gehalt für den Pfarrer hier gibt es nicht. Für den persönlichen Unterhalt, für die nötigen Auslagen für Kirche und Gottesdienst und für die Besoldung der Diener erhalten Sie vom Bischof monatlich eine Unterstützung von 35 Rupien (1 Rupie damals 1.40 Mark), und die Stipendien für heilige Messen dürfen Sie für denselben Zweck verwenden. Dazu kommen noch die kleinen Sonntags-Kollekten, von denen Sie aber einen Teil an die Schar von Armen und Bettlern, die sich nach dem Gottesdienst im Hofe aufstellen, verteilen müssen. Feste Stolgebühren für Laufen, Heiraten und Beerdigungen gibt es nicht, aber hier und da geben die Leute ein freiwilliges Almosen dafür, welches Sie benützen dürfen. An Sonn- und Festtagen müssen Sie dreimal predigen: in

der Frühmesse eine kurze Predigt in Hindiastani, im Hochamt und am Abend je eine gute Predigt in Englisch. — Was den Schulbetrieb angeht, so bestreiten Sie die Auslagen für etwaige Anschaffungen und für die Befoldung der Lehrkräfte aus der jährlichen Unterstützung von der Regierung und aus den Schulgeldern der Schüler und Schülerinnen, die Sie durch Ausschreibung von Monatsrechnungen gegen Ende des Monats einzuziehen haben. Sie selber übernehmen die oberste Klasse (d. h. die sechste) und den Religionsunterricht in den drei obersten Klassen, im Ganzen

mich in die obwaltenden Umstände schicken und jeden Tag mehr fühlen, daß mein Posten kein „Sanssouci“ war.

### 3. Kismet oder Termiten

Bald nach meinem Amtsantritte mußte ich der „schönen Arbeit“ der Aufrichtung eines neuen Daches, die keinen Aufschub duldete, meine volle Aufmerksamkeit widmen. Ich teilte meinem hochwürdigen Herrn Bischof die Notwendigkeit des Unternehmens mit, setzte ihm aber auch meine gänzliche Mittellosigkeit auseinander.



Unsere Missionsstudenten von St. Bonifatius, Schurgast, D.-G.

Photo: P. Gotthard, Schurgast

26 Stunden wöchentlich. Dafür bekommen Sie Ihr Gehalt im Himmel.“

Das war allerdings eine sehr nüchterne und ernüchternde Darstellung der Lage. Da wurde mir vieles von dem erklärlich, was ich am Morgen gesehen. Das war ein sehr fettes Penjum, aber ein sehr mageres, schier unzulängliches Budget. Das war ein ganz unhaltbarer Zustand für einen Pfarr- und Schulbetrieb in einer Zentralstation mit solchen Eisen- und Gaswerken und Reparaturwerkstätten, wo soviel verdient wurde. Dem ganzen Betrieb fehlte die sichere, zuverlässige finanzielle Grundlage. Hier mußte unbedingt eine gründliche Heilung vorgenommen werden. Hier mußte die ganze verdienende Gemeinde und auch die bediente Eisenbahndirektion zur Mitarbeit herangezogen werden, wie dies auch später mit vollem Erfolg geschah. Vorläufig aber mußte ich

Darauf kam von dieser hohen Seite die gnädige und erfreuliche Antwort, ich könne auf Kosten der bischöflichen Kasse beginnen. Da sah ich ein, daß ich mir unnötigerweise Sorgen gemacht hatte, und zog die Lehre daraus, in Zukunft in ähnlichen Fällen die vermeintlich schwierige Angelegenheit ruhig und gelassen herankommen zu lassen. Es wird sich fast immer herausstellen, daß alles viel einfacher und leichter sich erledigt, als man sich eingebildet hatte.

Auf meine Bitte schickte mir der hochwürdige Missionsobere von Bombay einen tüchtigen Bruder, der Schreiner und Zimmermann von Fach war. So konnten nach einigen Tagen die Wiederherstellungsarbeiten beginnen. Unter der Aufsicht des Bruders wurden zunächst von einem Trupp Kulis die vierschichtig gelagerten Hohlziegel herabgenommen. Als dann

der zusammengebrochene Dachstuhl zertrübt und zersplittert vor dem Bruder da oben lag, schlug er die Hände über dem Kopf zusammen und rief aus: „Wie konnte man mit solch dünnen Bälkchen aus schlechtem Dschungelholz und dazu noch ohne jeglichen Träger einen Dachstuhl bauen für eine solche Last von Ziegeln!“

Nun hatte ja das schwache Gebälk schon einige Jahre die Ziegellast getragen, und irgend eine starke Erschütterung durch Sturm oder Erdbeben hatte inzwischen nicht stattgefunden. Die eigentliche Ursache des Zusammenbruchs mußte also anderswo liegen. Sie wurde auch bald gefunden.

Als nämlich der Zimmermann die zerbrochenen Bälkchen genau untersuchte, sah er, daß das Innere derselben fast ganz zerfressen war von den gefürchteten und allem Holzwerk höchst gefährlichen Termiten oder weißen Ameisen. „Werfen Sie mal ein Stück zerfressenen Holzes herunter!“ rief ich ihm zu. Im Nu war es da. Es wog so leicht wie ein hölzernes Rohr. Die äußere Holzwand war unberührt und tadellos; aber das Innere war ganz zerfressen und enthielt nur noch ein unregelmäßig abgenagtes dünnes Gerippe und viel dunkelbraunen Staub: das gewöhnliche Bild des Zerstückwerkes der Termiten.

„Ha, da kommst du gerade recht, Murali, du Licht des Morgenlandes“, rief ich meinem Hausdiener, dem „Mädchen für alles“, zu, der auf den Beinen zu mir heranschlich. „Wie erklärst du dir denn den Zusammenbruch des Daches? Du warst doch hier, als es geschah!“

„O Huzur (d. h. Durchlaucht), was weiß ich? Es war eben Kismet, es war so bestimmt!“

„Da haben wir es wieder! Immer seid ihr mit eurem nichtsagenden Kismet (Schicksal) bei der Hand. So sagt ihr Kismetianer immer, wenn ihr zu denksfaul seid, einer Sache auf den Grund zu gehen. Wärest du ein Philosoph, so müßtest du wissen, daß der weltbekannte oberste philosophische Grundsatz lautet: ‚Es hat ja alles seine Ursach‘, es hat ja alles seinen Grund.‘ Schau, so ist es auch hier mit dem zusammengefallenen Dach. Sieh dir einmal dieses Stück Holz vom Dachstuhl genau an und sage mir: hat Kismet das Innere desselben ausgefressen oder die kleinen Dimaki, die bekannten Chiunties (weiße Ameisen), die noch da drin herumlaufen?“

„O Sahib“, gestand er, beschämt lächelnd und mit einer Geste demütiger Entschuldigung, „ich bin ein Esel und der Sohn eines Esels, daß ich nicht darauf

gekommen bin; die Dinger habe ich ja schon oft gesehen!“ Seit der Zeit habe ich das Wort Kismet nicht mehr aus seinem Munde gehört.

Bald war alles nötige Holz zur Stelle, und dank der tüchtigen Arbeit des Bruders stand innerhalb dreier Wochen ein neuer, widerstandsfähiger Dachstuhl auf dem Hause. Nach einigen Tagen war man auch mit dem Auflegen der Ziegel fertig. — So, nun konnte es regnen, soviel es wollte. Der Pastor-Sahib brauchte keinen Regenmantel in seiner Behausung zu tragen.

Aber nun galt es, einem andern Zerstückwerk der Termiten Halt zu gebieten. Der oberste Stützbalken der Treppe, die dem Giebel des Schulhauses entlang hinauf zur Veranda führte, war auch zerfressen und aus dem Gefüge gegangen, so daß der obere Teil der Treppe nach der rechten Seite etwas herunterhing und man beim Hinaufgehen sich oben fest an der Wand halten und vorsichtig auf den Boden der Veranda schwingen mußte. Ein neuer, fester Balken von hartem Teakholz wurde eingesetzt, und die Stiege war wieder sicher. Auch einige Pfosten und Tragbalken der Veranda, die von außen fest und unversehrt schienen, aber beim Klopfen verdächtig hohl klangen, wurden herausgenommen und durch neue ersetzt. Bei allen alten Holzstücken zeigte sich daselbe Bild: das Innere war mehr oder minder zerfressen.

Nicht nur allem Holzwerk, sondern auch den gedruckten Schätzen der Wissenschaft werden die Termiten gefährlich. Davon sollte ich auch schon bald ein trauriges Beispiel erleben.

In einem großen Zimmer im oberen Stock des Schulhauses waren einige mit Schulbüchern gefüllte Wandschränke. In einem derselben lag im untern Teil ein eineinhalb Meter hoher Stoß von schön aufeinander geschichteten Jahrgängen der vornehmen englischen katholischen Wochenschrift „The Tablet“. Als mein Vorgänger mir das Zimmer zeigte, wies er auf diesen Stoß hin und sagte mir: „Wenn Sie einmal Langeweile haben, so finden Sie hier Stoff genug zum Lesen.“ Darüber war ich sehr erfreut, denn ich hatte die Zeitschrift wegen ihres gediegenen Inhaltes immer sehr geschätzt. Als ich nun eines Tages einige Nummern abheben wollte, gelang mir das nicht. Die vielen hundert Nummern waren von oben bis unten fest zusammengepappt. Meine oben zugreifenden Finger versanken im Staub. Bei weiterem Tasten erwies sich außer den vier Rändern der einzelnen Stücke alles als Staub und Moder. Von außen sah der

ganze Stoß rein und unverfehrt aus, und kein Mensch hätte ahnen können, wie schlimm es um ihn stand. Der Schein trägt, wie beim Sodomsapfel und bei den überlätzten Gräbern, so auch hier. Ich versuchte das hohe Paket Zeitschriften emporzuheben. Es ging kinderleicht. Die innere Säule von Staub sank unten zu einem Haufen heraus, und in meinen Händen hielt ich ein viereckiges Rohr von Papier.

Der ganze Inhalt des „Tablet“ scheint den Termiten vorzüglich zugesagt zu haben. Alle wissenschaftlichen Abhandlungen in den vielen Jahrgängen, alle scharfsinnigen Erörterungen über religiöse, sittliche, wirtschaftliche, erzieherische, politische, soziale Fragen hatten sie durch und durch „binnen“ und gründlich verdaut. Wenn doch die geistige Verdauung des von den Drakeln der Wissenschaft Gehörten und Gelesenen auch so schnell und gründlich vonstatten ginge! Aber wie ist da so vieles unverdaulich!

Unter solchen und ähnlichen frivolen Gedanken ging ich nun doch etwas besorgt an die Untersuchung der Bücher in den andern Wandschränken heran. Aber es war doch nicht so schlimm, wie ich erwartet hatte. Von den Büchern, die in Sägen aufeinander lagen, waren die obersten und einige der unteren beschädigt. Die obersten waren mit einer braunerartigen Kruste (aus den Ausscheidungen der Termiten bereitet) überzogen, unter der sich nach einigem Kratzen und Wischen ein fast ganz zerfressener Deckel zeigte; bei einigen von den unteren Büchern waren größere oder kleinere Buchten in den Inhalt hineingefressen.

Am besten waren die in Reihen aufgestellten Bücher dabongekommen. Von ihnen hatten nur das erste und das letzte in der Reihe die äußeren Deckel eingebüßt. Die andern dazwischen waren nur von einzelnen unternehmungslustigen Termiten heimgesucht worden. Diese hatten sich durch die ganze Reihe hindurchgearbeitet, vom Abcbuch bis zum „Verlorenen Paradies“ von Milton, vom Einmaleins bis zu den schwersten Aufgaben von Euklid; sie waren durch einen engen runden Tunnel von England durch alle Erdteile und Meere bis zu den Fidjisch-Inseln der Südsee gelangt, wo sie wahrscheinlich unter die Menschenfresser gerieten. Da war es natürlich mit ihnen vorbei.

Ich rief meinen Hausdiener herbei, um das Zimmer auszuföhren. Als er zur Stelle war und all den Unrat sah, machte er große Augen. Er wußte wohl nicht, wie die Menge Staub plötzlich dahingekommen war. „Nun sieh mal, Nurall“, sagte ich,

„sieh mal, was dein liebes Kismet wieder alles angerichtet hat!“

„Bei Allah, Sahab“, beteuerte er, „nein, das haben die Dimafi getan. Die gehen nur auf Schaden aus; die müssen vom Schaitan (Satan) beseffen sein.“

Ja, das sollte man beinahe meinen. Aber wie soll man ihnen beikommen, wie sich ihrer erwehren? — Um sie wenigstens einige Zeit aus den Schränken zu halten, ließ ich diese gut reinigen und dann mit Petroleum austreichen. Tatsächlich ließen sich nachher keine Termiten mehr darin blicken.

Später bin ich noch zweimal dem Zerstörungswert der Termiten noch gerade rechtzeitig auf die Spur gekommen, einmal in der Sakristei im Paramentenschrank, und das andere Mal im Abungssaal daneben an einem neuen Harmonium.

Die Termiten gehören zur Ordnung der Netzflügler (neuroptera). Sie werden fälschlich „weiße Ameisen“ genannt, denn die Ameisen gehören zur Ordnung der Immen (hymenoptera). Es gibt viele Arten von Termiten; die beiden bekanntesten sind der „*Termes obesus*“ und der „*Leucotermes indicola*“. — Die erste Art baut pyramidenartige Hügel über der Erde und wohnt in wohlgeordneten Völkerschaften zusammen, die aus König, Königin, Arbeitern und Soldaten bestehen. Gewöhnlich unterhalten sie auch in ihren Nestern eine Reihe anderer Insekten, sogenannte Termitengäste, deren süßliche Ausscheidungen ihnen überaus gut schmecken. Der Haushalt und die Lebensweise dieser Termiten läßt sich ohne besondere Schwierigkeiten beobachten und ist durch weitläufige Forschungen schon größtenteils bekannt. Der Mensch braucht sie nicht zu fürchten.

Anders verhält es sich mit der zweiten, oben genug gekennzeichneten Art, dem „*Leucotermes indicola*“. Diese baut keine Nester über der Erde, beschränkt sich auch nicht auf einzelne Orte, sondern hat ihre wohlgeborgenen Schlupfwinkel in der Erde, und zwar überall in ganz Indien. Es sind die gefährlichsten und gefürchtesten aller Termiten. Sie rücken zwar dem Menschen nicht zu Leibe, fallen aber mit um so größerer Freßgier über alles her, was man außer Metallen und Steinen sein eigen nennt. Was immer sie finden an Holz, Leder, Tuch, Pappendeckel und Papier, fällt ihrem Fraß zum Opfer. Darum sind sie eine wahre Geißel und eine allgemeine Landesplage für ganz Indien.

Wohl haben Goten, Tataren, Hunnen und Vandalen in längst vergangenen Zeiten schrecklich gehaust und in ihrer Zer-

störungswut überall, wohin sie kamen, Schrecken und Verderben verbreitet. Was sie verübt, das war einmal und ist nun längst vorüber. Aber das Zerstörungswert der Termiten geht in Indien zu allen Zeiten und an allen Orten unaufhaltsam weiter. Gegen all die gefährlichen Tiere, wie Tiger, Panther und Schlangen, kann man sich schützen: gegen die Termiten aber ist man wehrlos. Man bemerkt sie nicht eher, als bis sie bereits irgend einen Schabernack verübt haben.

Sobald man an einer Wand oder einem Möbelstück eine braunerdtige Ader, so dick wie ein Strohhalme, sieht, weiß man Bescheid. Dann heißt es gleich zugreifen und die Eindringlinge, soweit man kann, verfolgen und vernichten. Da sie Feinde des Lichtes sind, bauen sie mit ihren Ausscheidungen eine Kruste über sich, und unter dieser Deckung, wie unter einem Schilde, betreiben sie ihr Zerstörungswert. Entfernt man die dünne Kruste, so geraten die Wanditen in die größte Aufregung und laufen fieberhaft umher, um irgend ein Loch zu finden und dorthin zu flüchten. Bei dieser Gelegenheit kann man die ertappten, weil sie blind sind, fast restlos vernichten und hat die bescheidene Genugtuung, ihnen wenigstens an dieser Stelle einen Strich durch die Rechnung gemacht zu haben.

Wie dankbar wäre die ganze Bevölkerung Indiens, wenn es der Wissenschaft gelänge, ein Sicherheitsmittel gegen die Leucotermes-Plage zu finden! Aber bisher steht die Forschung der unterirdischen Lebensweise dieser Termitenart und der Frage ihrer Unschädlichmachung noch ratlos gegenüber. Darüber aber herrscht völlige Klarheit, wer die Verantwortung für all die erwähnten Verwüstungen trägt: Kismet oder die Termiten.

#### 4. Ministerium des Innern

Wie glücklich können sich doch die Herren Pfarrgeistlichen in den christlichen Ländern schätzen, daß sie von den Sorgen und Plagereien des Innenministeriums, d. h. des Haushaltes, ganz oder wenigstens größtenteils frei sind und sich so einzig und lediglich ihren Berufsarbeiten hingeben können. Der arme Missionspfarrer hingegen muß auch für seinen Haushalt sorgen. Er muß alle Haushaltsgeschäfte einheimischen Dienern überlassen, denen er immer auf die Finger sehen muß. Kurz, er muß sich dem einheimischen Hausdienstsystem anpassen.

Damit man nun einen wahrheitsgetreuen Begriff von der Lage eines indischen Missionspfarrers betreffs des Hauswesens habe, muß vor allem das in-

dische Hausdienstsystem klagemacht werden.

#### Das indische Hausdienstsystem

Auf die Frage: „Was willst du denn werden?“ sagte mir einmal ein kleiner Schlaumeier: „Ich will ein Herr werden.“

„Warum denn?“

„Oh, dann hab ich's gut, dann brauch' ich nicht zu schaffen, das tun dann andere für mich.“

Der Kleine hatte gar nicht so schlecht gerechnet. Sollte er einmal nach Indien kommen, dann wäre er als Europäer sofort ein Herr, ein „Sahib.“ Er müßte zwar als Europäer in sahebwürdiger Weise sein Brot verdienen, aber die zu seinem Haushalt nötigen Arbeiten würden Diener für ihn besorgen.

In keinem andern Lande der Welt ist die Arbeitsteilung so bis ins kleinste durchgeführt wie in Indien. Das Kastensystem hat dafür gesorgt, daß es für jeden besondern Beruf, jedes besondere Gewerbe, jedes besondere Handwerk, jeden besondern Dienst, ja für jede besondere Art von Spitzbüberei und Verbrechen eine besondere Kaste gibt. Diesem starren Kastensystem ist das ganze gesellschaftliche Leben in Indien unterworfen. Wer in einer gewissen Kaste geboren ist, muß zeitlebens in derselben bleiben und die ihr eigene Arbeit verrichten. Auch kann er in keine andere Kaste hineinheiraten. Die Kaste ist nämlich eine Genossenschaft, in die man hineingeboren wird. Daher heißt die indische Bezeichnung für dieselbe „Jat“, was eigentlich Geburt bedeutet.

Die bei weitem zahlreichste der vier Hauptkasten, der Brahimen, Kschatrias, Waischas und Schudras, ist die vierte oder Schudra-Kaste. Diese ist die Kaste der Diener und dazu da, um die drei oberen Kasten zu bedienen. Nach der Art ihrer Handwerke und Arbeiten und nach dem Grad ihrer Reinheit zerfallen die Schudras wieder in mehrere hundert Unterkasten. — Als bessere Schudras gelten die Weber, Töpfer, Schmiede, Zimmerleute, Hirten usw.; als unrein die Wäscher, Barbier, Fischer, Schuhmacher usw.

Als noch unreiner als die schlechtesten Schudras werden die „outcasts“, d. h. die Ausgestoßenen, Verworfenen, betrachtet, wie die Gassenkehrer, Klosettreiniger, die Angehörigen der erblichen Diebkasten und schließlich alle „mlechhas“, d. h. Barbaren, wie Christen oder Mohammedaner, die außerhalb der Kastenordnung des Hinduismus stehen.

Die Hindu-Outcasts werden nach dem Tamil-Wort „paraher“ (d. h. einer, der

die Trommel schlägt) Parias genannt. Diese sind die geborenen Sklaven Indiens, haben keine Rechte und werden als Inbegriff aller Unreinheit von allen verachtet und gemieden. Sie dürfen deshalb auch nur an der Außenseite eines Dorfes oder einer Stadt wohnen, woher gewöhnlich kein Wind kommt, denn sonst würde dieser die Kastenleute verunreinigen.

Die Shudras zusammen mit den Parias bilden gut neun Zehntel der Gesamtbevölkerung.

Als Herren gelten in Indien vor allem die Herren des Landes, die Engländer, die „Firingis“. Jeder Weiße ist aber in den Augen der Inder ein Firingi, also ein Sahib, den man respektieren muß. Infolge jahrhundertelanger Unterdrückung ist das indische Volk an Untertwürfigkeit und sklavische Ehrfurcht gegen die Weißen gewöhnt, aber im Herzen haßt und verabscheut es dieselben als Eindringlinge und Barbaren.

Außer den Weißen werden auch die Mitglieder der drei höchsten Kasten: die Kschatrias und die Vaischas, als Herren angesehen.

Die Frau eines Sahibs tituliert man „Mem Sahib“, d. h. Herrin. — Wie es nun nach indischer Auffassung ganz unter der Würde eines Sahibs ist, daß er die Arbeit irgend einer unteren Kaste verrichtet, also auch Hausarbeiten wie Kochen, Putzen, Waschen usw., so müssen

auch seine Frau und Kinder sich standesgemäß solcher Arbeiten enthalten. Ein Europäer, der Handarbeiten verrichtet oder ein Handwerk betreibt, ist in den Augen der Indier kein eigentlicher Sahib und wird daher verachtet.

Will also ein Weißer, der eigenen Haushalt führt, als wahrer Sahib gelten, dann muß er sich für die verschiedenen Geschäfte seines Haushaltes mit einem Stab von Dienern umgeben. So will es die althergebrachte Gesellschaftsordnung Indiens. „Denn“, so sagt sich der Indier, „wozu sind wir dienende Menschen denn anders da, als die Sahibs zu bedienen und von ihnen zu leben? — und wozu anders sind die Sahibs da, als uns in Dienst zu nehmen und uns zu ernähren?“

Je höher die Stellung und der soziale Rang des Sahibs ist, desto größer muß auch die Zahl seiner Diener sein und desto größer ist dann auch der Stolz und das Selbstbewußtsein dieser Diener; denn die Würde und Bedeutung des Sahibs hebt auch sofort das Ansehen der Diener bei der Bevölkerung.

Herrschaftliche Europäer mit Familie sind überdies gezwungen, weil sie außerhalb des Hinduismus stehen, also unrein sind, sich solche Diener zu besorgen, die wie sie selbst outcasts sind, also Christen, Mohammedaner oder Parias.

(Fortsetzung folgt.)

---

**Wer wirklich Christ sein will,  
steht immer in voller Verantwortlichkeit  
vor dem Höchsten  
für alles Leid, das er hätte  
trösten können!**

Caritas tröstet:

Stütze sie durch Mitarbeit und Mitgliedschaft!

---